

PRESSEMAPPE

ERSCHIENEN: 12. 09. 2011:

Margareta Mirwald
Die Wunden der Drina
Erzählen gegen das Vergessen
Vorwort: Friedrich Ortner

2011, 158 Seiten, ISBN 978-3-902300-60-7, [A] € 16,95/[D] € 16,49

Lesetermine

16. September 2011, 19 Uhr

(Einleitende Worte: Kulturstadtrat Mag. Paul Werdenich und Dr. Erich Schirhuber)

Pressekonferenz um 18.15 Uhr

Galerie Sala Terrena, Pfarrgasse 9, 2340 Mödling

10. November 2011, 19 Uhr □

Club Alpha, Stubenbastei 12/14, 1010 Wien

13. November 2011, 15 Uhr

(Die Autorin ist von 12 bis 17 Uhr im Messestand der EDITION ROESNER, Stand 609, zu sprechen.)

BuchWien, Literaturcafé

Halle D, Trabrennstraße, 1020 Wien

11. Dezember 2011

(Lesung am Tag der offenen Türe der EDITION ROESNER im Verlagsbüro)

EDITION ROESNER

Inh.: Mag. Nadja Rösner-Krisch
Badstraße 3/6, 2340 Mödling

Mobil: 0664/2344467

Tel. & Fax.: 02236/23540

office@edition-roesner.at



Eine digitale Version der Pressemappe finden Sie unter www.edition-roesner.at/pressemappen/mirwald.htm

1. Buchinformation
2. Vorwort
3. Textproben
4. Biografie

Buchinformation

Balkankrieg – Erzählen gegen das Vergessen!

*„Die Sprache hatte uns wieder –
mit einer Hand hatten wir uns an den Rand des Unsagbaren gehalten,
und mit einer Hand hielten wir uns und einander an den glitschigen Worten fest.
Alles Gute – wofür eigentlich? Wozu?“*

Eine österreichische Lehrerin, die in ihrem Berufsalltag immer wieder mit den traumatischen Nachwirkungen des Balkankrieges konfrontiert ist, begibt sich mit ihrer von dort stammenden Haushaltshilfe zu den Orten des Geschehens ...

*„Vergangenheit, die nicht vergeht.
Geblieben sind vom Grauen einige wenige Namen, die Gefangenenlager Omarska, Manjaa,
Trnopolje und all die anderen Orte des Schreckens.
Vergessen sind die Namen der Peiniger, wie Dragoljub Kunarac, Radomir Kova und
Zoran Vukovi, bosnische Serben in der Republika Srpska, die ersten,
die wegen Massenvergewaltigung bosnischer Musliminnen
als Verbrecher gegen die Menschlichkeit angeklagt wurden.
Vor zehn Jahren wurden sie vom Internationalen Gerichtshof
in Den Haag zu Freiheitsstrafen von 28, 20 und 12 Jahren verurteilt.
In wenigen Jahren werden sie wieder freie Menschen sein.
Und für ihre kriminellen Bewunderer werden sie Helden bleiben.
Drei von tausenden Männern, die zehntausende Frauen im
Bosnienkrieg 1992 bis 1995 vergewaltigt und getötet hatten.
Verschwiegen werden die Namen ihrer Opfer. Aus Angst, aus Scham.
Es ist das Verdienst des Buches von Margareta Mirwald,
dieses Schweigen gebrochen zu haben.
Gegen die Geschichtsfälscher, Lügner und Ignoranten.“*

Friedrich Orter
(ORF)

*„Wie schon bei Ivo Andrić fokussieren sich an der Brücke über der
Drina Handlungen unbegreiflicher Grausamkeit.
Was sich als ‚Rache‘ über die Jahrhunderte hinweg verstehen will,
entpuppt sich in Margareta Mirwalds Prosa
als Amoklauf individueller Unmenschlichkeit.“*

Erich Schirhuber
(Wiener Büchereien)

Vorwort

Die österreichische Lehrerin Margareta Mirwald und Kata, ihre Haushaltshilfe, beschließen, eine Reise auf den Balkan zu machen. Die Lehrerin, weil sie den Berichten ihrer Schüler nachspüren möchte und Kata, weil sie zeigen will, „dass alles ungerecht war“ damals im Balkankrieg zwischen 1991 und 1995 und beim Friedensabkommen von Dayton (1995) so wieso.

So mäandern sie kreuz und quer durch Bosnien, erholen sich in Sarajevo, steuern immer wieder Višegrad, Katas Heimatstadt an – die ehemals zu gleichen Teilen muslimische und serbische Stadt – die nun aber fast ausschließlich von Serben bewohnt wird. Immer wieder Višegrad, dies Srebrenica der Frauen, einer der fürchterlichen Orte entlang der Drina, an dem Tausende vergewaltigt, misshandelt, ermordet wurden. Und doch spricht die Weltöffentlichkeit, sprechen nicht einmal die Gerichte laut von dieser Hölle der Frauen. 20.000 vergewaltigte Frauen schätzt die EU, 50.000 vermutet die bosnische Regierung. 11-jährige Mädchen waren darunter und 65-jährige Frauen.

Tausende von Kindern wurden auf diese Weise geboren, viele davon zur Adoption freigegeben. Noch immer laufen die Täter frei herum. Nur wenigen wurde bisher der Prozess gemacht. Es sind ehemalige Nachbarn und Freunde. Und sie folgten einem zynischen Plan: Vergewaltigung als Mittel der ethnischen Säuberung. Kata will es nicht wahrhaben, aber nun muss sie es sehen, hören und übersetzen, muss sich unerträglichen Vorwürfen von Grausamkeiten aussetzen, muss argwöhnen, dass Milan, ihr verstorbener Mann, nicht nur die Namenslisten geführt haben könnte. Kata hat Angst vor der Wahrheit. Sie wehrt sich, bemüht immer wieder, die Taten der Türken gegen ihr Volk, die Jahrhunderte alte, im restlichen Europa nie verstandene Schmach.

Die oberflächliche Vertrautheit der Frauen schwindet. Die Erzählerin will wissen, die Kata nichts hören.

Doch je mehr die eine beschwichtigt, relativiert, abwägt, um so lauter hört die andere, die Erzählerin, die Schreie der bedrängten Mädchen, flüchtet in eigene alte Angstträume und meint eine fremde Stimme in sich zu hören ...

Karla Krause
(Radio Berlin)

Textproben

Kata räumte den Besen und das Aufreibruch in den Geräteschrank. „Ist fertig“, und nach einer kurzen Pause sagte sie, was sie jede Woche am Mittwoch um 17 Uhr sagte: „Nächste Woche wieder?“

Ich nickte, stellte zwei Kaffeetassen auf den Küchentisch, goss den letzten Rest des Frühstückskaffees in die Tassen und fragte wie jeden Mittwoch: „Milch und Zucker? Sachari?“

Sie lächelte und antwortete: „Nein, kein Zucker und nicht Milch!“

Kata setzte sich zu mir, zündete sich eine Zigarette an und betrachtete die Fenster: „Wann Fenster?“

„In zwei Wochen, Kata. Wenn die Heizperiode vorbei ist.“

„Ich komme mit Schwester.“

„Dobro. Sie schreiben mir die Stunden auf, und ich lege Ihnen das Geld auf den Schreibtisch.“

„Kein Problem.“ Sie nickte und sog mit einem tiefen Zug an ihrer Zigarette.

Wie jedes Mal hatte sie mir eine ihrer Filterlosen angeboten, und ich hatte abgelehnt: „Zu stark.“

Sie lächelte und steckte die Zigarette wieder in die Schachtel.

„Sie waren zuhause?“

„Ja, muss Hochzeit vorbereiten für Sohn und Schwiegertochter.“

„Wie viele Leute werden kommen?“

„Circa 80 Personen“, sagte sie nach einer kurzen Rechenpause. Ihr Kleid hatte sie mir schon vorige Woche gezeigt. Grüner Seidentaft mit einem kurzen Bolerojäckchen. Sie sah darin eher wie die Stiefmutter von Schneewittchen aus, doch ich hielt mich mit meinen Bemerkungen zurück. Ich wollte sie nicht kränken.

Für sie war es ein elegantes und etwas ungewöhnliches Kleid und aus diesem Grund gerade richtig für die Hochzeit ihres ältesten Sohnes. Jetzt, nach der Geburt des Kindes – auch ein Sohn –, konnte man die junge Mutter heiraten. Sie war mit ihr zufrieden. Die junge Frau spreche nicht viel, sei zurückhaltend und habe von ihrer Mutter kochen gelernt, dem Kind sei sie eine gute Mutter und auch höflich zu der Schwiegerfamilie. Außerdem habe sie schon vor der Geburt des Kindes begonnen, Deutsch zu lernen. Nach der Karenzzeit würde sie eine Stelle suchen, und sie, Kata, würde den Kleinen übernehmen, sie wäre dann ohnehin schon in Pension. Sie oder ihre Schwester.

Manchmal habe ich den Überblick über die Katas, Slavicas und Ljubicas verloren. Für mich war es wichtig, dass jemand für den Haushalt kam. Jede hatte ihre eigenen Vorstellungen, und jede erklärte mir, dass sie alles ungleich besser als die anderen mache, weil sie ja so und so viele Jahre schon in diesem oder jenem Haushalt beschäftigt gewesen wäre.

Ich sah Kata an, dass sie etwas sagen wollte. Wir rauchten noch eine Zigarette.

„Ich sehe, du auf Tisch für Schule ...“

„Ja, Kata?“

„Du, Kinder aus Bosnien in Schule?“

„Ja“, sagte ich. „Eine Menge.“

„Krieg?“

„Ja, natürlich – da sind schon furchtbare Schicksale darunter.“

Ich war vorsichtig. Kata und ihre Familie waren Serben, und sie wurden hier in Österreich, während des Balkankrieges, einige Male auf die Vorkommnisse in den Lagern, die vorerst sparsam, doch gegen Ende des Krieges immer häufiger durch Medienberichte übermittelt wurden, angesprochen. Unglaubliche Verbrechen hatte man gesehen, doch – das wä-

re ja alles gar nicht möglich. Ich wusste, dass Kata meist sagte, sie käme aus Bosnien, und erst auf Nachfragen sagte, sie sei Serbin.

„Habe Text gelesen – von Kinder.“

„Mein Gott, Kata, da fällt mir etwas ein: Sie könnten doch die Texte korrigieren – immerhin weiß ich nicht, ob die Kinder richtig geschrieben haben.“

Kata lächelte erfreut: „Ja, mache ich, wann?“

„Wann Sie Zeit haben – oder, ich gebe Ihnen die Texte mit, und Sie können sie in Ruhe zu Hause ansehen!“

Kata stand auf. „Ich arbeite mit Ljuba. Sie in Gymnasium in Višegrad.“ Wir gingen zu meinen Schreibtisch, ich legte die Blätter in eine Mappe und gab sie ihr.

Sie steckte die Mappe in ihre Tasche, vorsichtig, um ja keinen Bug oder Knick zu machen und verabschiedete sich.

Als ich zu meinem Schreibtisch zurückkehrte, kam er mir seltsam leer vor.

Die Texte sind zurückgekehrt, dachte ich, aber wohin sind sie zurückgekehrt? Ist das eine Fügung, dass eine serbische Familie Texte bosnischer Kinder korrigiert, die von den Verlusten ihrer Familien durch Serben erzählen? In einem der Texte erzählt ein Bub, dass er vom Fenster aus gesehen hat, wie sein Onkel erschossen wurde – auf einer Brücke in Bihać, als er auf seine Mutter wartete, die rasch zum Markt laufen wollte. Bei jemandem anderen wurde eine Scheune niedergebrannt, und tagelang roch man noch das verbrannte Fleisch der Tiere. Samira kann bis heute kein Grillfleisch essen.

„Wissen Sie, wenn man sagt, man kommt aus Sarajevo, fragen die Leute nicht mehr weiter“, hatte einmal eine Mutter zu mir gesagt. – Ob man das auch vergessen könne? – Alles könne man vergessen, versicherte sie. Alles.

Aber – und da zögerte sie einen Moment lang – man verlerne zu lächeln. Das ist es. Wenn man vergisst, verlernt man auch das Lächeln.

Die darauffolgende Woche kam Kata mit der Mappe und legte sie mir fein säuberlich mit Bleistift korrigiert auf den Tisch. „Gut geschrieben, gute Kinder.“

Ich bedankte mich und gab ihr für die Schwiegertochter eine kleine Flasche Parfum mit. Sie bedankte sich mit dem Hinweis, sie hätte dies doch gerne gemacht und außerdem –

„Was außerdem?“

Außerdem möchte sie mir etwas sagen, aber erst beim Kaffee. Ordnung müsse sein. Zuerst *roboti*¹, dann Kaffee. Ich nickte und fügte mich ihrer Anordnung.

Ich stellte unsere zwei Tassen auf den Tisch und holte die Kaffeekanne.

Sie berührte leicht meine Hand. „Horch zu, ich dir was sagen.“

„Ja, Kata?“

„Du verstehen, nicht immer Serben böse und Mörder – auch andere, alle Menschen, weiß und schwarz, alle böse und gut.“

Ich nickte und sah, dass ihre Hand zitterte, als sie sich ihre Zigarette anzündete.

„Von Schwester Mann Cousine ...“

Ich nickte. „Cousine von Schwager.“

„Ja“, war unwichtig für sie. „Von Schwester Mann Cousine ... eine Tochter, 12 Jahre alt.“

„Ja, was war mit ihr?“

„In Drina. Hände und Füße mit Metall – so wie Werkzeug – binden und in Fluss werfen ...“

„Um Gottes willen! War sie tot?“

„Tot wie Katze.“

„Und wer, wer hat so etwas gemacht?“

„Andere Seite, nicht Serben, Musliman, Türkenleute.“

„Aber warum?“

„Weiß nicht, Mädchen jung, einfach so in Fluss wie Katze – wie *mačka*.“

*

„Sie sehen uns von oben her zu“, sagte Kata und machte eine kleine Andeutung mit dem Kinn in Richtung Bergkamm. Und dann setzte sie mit einem kleinen Anflug von Triumph in der Stimme hinzu: „Auf der serbischen Seite scheint noch die Sonne.“

„Ich hätte mir den Fluss nicht so dunkel vorgestellt“, sagte ich.

„Der Fluss war immer dunkel. Musste er auch sein, so viel Trauer in ihm.“

„Wir hätten die Frau wegen der Morde fragen sollen!“, meinte ich. „Wozu? – Weiß jeder hier, können wir morgen auch fragen“, antwortete Kata.

Das Restaurant war fast leer. Auf der Terrasse, die zum Fluss hinzeigte, saßen einige Gäste und löffelten aus ihren Eisbechern. Drinnen, im Speiseraum saßen – der Uniform nach zu schließen – Polizisten, deren Stimmen vom Alkoholgenuss schon rau und bedrohlich klangen. Der Wirt wollte uns zuerst einen Tisch auf der Terrasse zuweisen, doch da es schon ziemlich kühl war, blieben wir im Speisesaal sitzen.

„Also, was werden wir essen?“, fragte Kata und begann die Speisekarte zu übersetzen.

„Fisch vielleicht?“, schlug ich vor.

Kata sah erschrocken auf das Tischtuch. „Nein, eher keinen Fisch.“

„Warum nicht? Der müsste doch herrlich sein! Frisch aus der Drina – dieses schäumende, frische Wasser ...!“

„Nein, Sie verstehen nicht, keinen Fisch.“

„Kata, was haben Sie gegen Fische?“

„Fische essen Tote vom Fluss.“

Daran hatte ich nicht gedacht.

Also Čevapčići und Salat. Wie immer das Einfachste.

*

„Manchmal, nicht immer, nur manchmal hört man sie noch, die Leute von früher.“ Kata sprach leise.

„Was sagen sie?“

„Nichts, sie weinen. Niemand möchte hier wohnen.“

„Wo war das mit dem Mädchen, Kata?“

Kata zuckte mit ihren Schultern.

„Es gab nicht ein Mädchen, es gab viele, Hunderte ...“

„Welche Mädchen?“

„Wie Christus, auf Holzlatte“, Kata nahm eine Papierserviette und zeichnete ein Mädchen an ein Kreuz gebunden.

„Man hat sie gekreuzigt?“

„Ja, so wie Christus.“

„Warum?“

Kata ist erstaunt über soviel Unwissenheit.

„Ist einfacher, für Mann.“

An Holzlatten angebunden hat man sie nachher in den Fluss geworfen.

„Manchmal Mädchen gefunden, an Land, wo Drina langsamer, *polako*³, fließt, aber schwer zu kennen. Das Wasser, das Wasser ...“

*

Ist es möglich, dass sich Erinnerungen eines anderen Menschen verbildlichen? Zuerst zaghaft und vorsichtig, so als wollten sie bei einem Bild die Farben eines alten, ursprünglichen wieder hervortreten lassen, ohne jedoch die jetzige Übermalung zu zerstören? Ich war wieder in meinem alten Traum, den ich als ca. achtjähriges Mädchen gehabt hatte. Ich trat in ein Zimmer und wusste, dass ich einmal in dieser Wohnung gewohnt hatte, aber nicht mehr. Dass die Wohnung zwar nun unbewohnt wäre, da irgendwann einmal, sehr unvermutet, alle von dort weggehen mussten. So ähnlich spürte ich auf einmal dasselbe Gefühl von Angst und Unbestimmtheit. Was geschieht jetzt? Wohin hat man mich gebracht? Bin ich alleine hier oder gibt es mehrere in meiner Lage?

Ich hörte sie durch die geschlossenen Türen schreien. Draußen wurden noch andere Mädchen von den Lastwägen abgeladen und sofort in verschiedene Gebäudeteile gebracht.

Einige wurden auf dem Gang vor meinem Zimmer weiter weg in einen entfernteren Raum geführt und nach einer kurzen Selektion in verschiedene Zimmer aufgeteilt. Ich kannte den Vorgang. Ich sah vorsichtig in den Hof. Das Abladen war zu Ende. Sie standen in kleinen Gruppen herum. Manche hatten vor Schrecken geweitete Augen, manche starrten stumm auf den Boden, einige hatten noch die Schultaschen auf ihren Rücken, da sie von der Schule direkt hierher verfrachtet wurden.

Geschwister wurden in der Regel in getrennten Räumen untergebracht.

Dann wurde auch ich geholt und zu den anderen gebracht.

Einige, deren Statur schon sehr weiblich war, wurden angewiesen, sich nackt auszuziehen und sich auf einen der Tische zu stellen. Die Soldaten griffen zwischen ihre Schenkel und tasteten, ob sie noch unberührt waren. Diese Ausgewählten wurden zu einem der Offiziere gebracht, der sie dann mehrmals vergewaltigte, sodass man sicher sein konnte, dass sie serbische Kinder zur Welt bringen würden.

Wenn ein Offizier erschöpft war, kamen die gewöhnlichen Soldaten dran.

Zweimal am Tag bekamen wir zu essen und zu trinken, den Zweck erfuhr ich erst später. Wir sollten kräftig genug für eine eventuelle Schwangerschaft sein. Aber mein Traum blieb unklar.

*

In mir zerreißt etwas, bricht auseinander und versickert in dem dunklen, steinigen Boden. Ich kann vor Schmerz nicht mehr gehen. Ich habe keine Hände, keine Beine mehr, doch ich darf nicht sterben. Fürs Sterben braucht man Zeit, ich aber habe keine.

Ich muss laufen, den anderen nachlaufen, doch niemand wartet auf mich. Wenn ich lange genug laufe, kann ich vielleicht aus Erschöpfung sterben, denke ich. Ja, aus Erschöpfung sterben – das ist ein guter Gedanke. Also laufen.

*

Je weiter wir uns von dem Tal der Drina entfernten, desto dunkler wurde die Erinnerung an den Fluss. Auch der Flussschmerz sank langsam immer tiefer auf den Grund. Vielleicht hatte ich ihn mir auch nur eingebildet? Aber nein, Kata hatte doch gar nicht gelächelt, als ich sie um eine Bezeichnung für diesen Schmerz fragte. Sie dürfte ihn also auch gekannt haben und wollte mir vielleicht einfach nur das Wort nicht nennen.

Zwischen Kata und mir hatte sich eine schwer fassbare Fremdheit breit gemacht. Während wir zu Hause – in Österreich – noch durchaus einer Meinung waren, was Planung und Reiseroute anging, begann diese nun immer mehr von den ursprünglich festgesetzten Daten und Punkten zu verschwimmen. Wir änderten immer mehr, wollten noch diesen oder jenen

Ort ansehen, verwarfen es wieder und blieben schlussendlich doch bei unserem ursprünglichen Plan.

Was wollen wir vermeiden? Wem wollen wir ausweichen, dachte ich.

*

Frau M. kam mit einer Freundin in die Sprechstunde. Ihr Sohn war schwierig, machte keine Hausübungen, zeigte kaum auf während des Unterrichts.

Sie stellte mir die Dame als befreundete Ärztin vor. Ich war leicht irritiert, aber begrüßte beide Damen und führte sie zu unserem kleinen Besprechungszimmer.

„Ich bin froh, dass Sie nun gekommen sind, Frau M.“, sagte ich, da es oft sehr schwierig ist, mit Eltern von Ausländerkindern in Kontakt zu kommen. *Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache oder Kinder mit Migrationshintergrund*, so heißt das in Schulkorrekt. Frau M. nickte und wartete ruhig auf meine nun zu erwartenden Vorwürfe.

„Ich habe Schwierigkeiten mit Ihrem Sohn –“, begann ich zögernd und versuchte ihr dabei in die Augen zu sehen. Sie hatte den Blick leicht zu ihrer Begleiterin abgewandt.

Sie nickte ruhig.

„Er ist schwer zugänglich, ich, ich habe eigentlich keinen Kontakt zu ihm.“

„Ich auch nicht.“

„Aber – Sie sind doch die Mutter?“ Hatte ich richtig gehört?

„Ja, das schon.“ Ihre Begleiterin blickte sie aufmunternd an.

„Schwer. Großes Problem.“

Ich blickte unsicher von einer Frau zur anderen.

„Sind Sie – von Ihrem Mann getrennt?“, fragte ich vorsichtig, da ich aus Erfahrung wusste, dass eine Scheidung in dieser Situation – als Immigrantin alleinerziehend mit einem Sohn – noch viel schwieriger zu ertragen ist als bei österreichischen Familien.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist der Vater gestorben?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Weiß nicht, glaube nicht.“

„Das heißt, Sie haben keine Nachricht von ihm, und Anton, weiß er von seinem Vater? Kennt er ihn?“

Frau M. setzte sich mit einem Ruck aufrecht hin und blickte mir fest in die Augen. „Ich bin aus Goražde.“

„Ja,“ sagte ich, „ich kenne Goražde.“

„Sie kennen Goražde?“ Ihre Stimme klang ungläubig, aber auch ein wenig erleichtert.

„Nein, ich war niemals in Goražde. Ich weiß nur ungefähr, wo das ist.“

Sie versuchte leicht zu lächeln.

Ihre Begleiterin rückte näher an uns heran.

„Anton wurde 1995 geboren. Er wurde in Wien geboren.“

Natürlich – steht ja im Klassenkatalog.

„Ich habe Vater nur einmal gesehen, ich weiß auch nicht, wer der Vater ist – sie machte eine kleine Pause.

„Viele Männer – Hotel.“

Im Hotel? *Sex room*. Ich beginne zu begreifen. Langsam tauchen die verwaschenen Buchstaben vor mir auf, die ich irgendwo im Internet einmal gesehen habe. *Sex room*. Die Begleiterin lächelte, als wollte sie sich für die Vergewaltigung ihrer Freundin entschuldigen.

Ich nickte, so als wüsste ich dies bereits, als wäre dies eine vollkommen alltägliche Situation. Jetzt nur nicht den Kontakt verlieren, so wie wir es gelernt haben, ruhig sein, zuhören, wenn sie etwas sagen möchte. Für eine angenehme Gesprächsatmosphäre sorgen, hämmerte es in meinem Kopf. Nur ja nicht die Struktur eines gelungenen Eltern-Lehrer-gesprächs vergessen. Aus meinem Innern tönte eine höhnisch grinsende Stimme. Mitarbeit

im Unterricht. Sorgfältige Erledigung der Hausaufgaben. Überprüfung der Lernziele, der operationalisierten, nicht der eigentlichen.

Anton entzieht sich der Überprüfbarkeit, für ihn gibt es keine Excel-Tabelle. Anton bekommt keine Punkte. Das, was Anton schon weiß, zählt nicht für die Beurteilung. Anton ist erst 15 Jahre alt und arbeitet nicht mit.

Die Mutter erzählt: „Schwester schon tot. Ich nach Hause zurück zu Mama. Wir mit Onkel nach Wien. Da –“, sie zeigte auf ihren Bauch, „Anton schon da.“

Für eine Abtreibung in Wien war die Schwangerschaft schon zu weit fortgeschritten, und zurück wollte oder konnte sie aus Angst nicht mehr. Man würde das Kind zur Adoption freigeben, hatte ihre Mutter beschlossen, doch der Großvater Anton starb einen Monat vor der Geburt, und so wurde das Kind nach ihm benannt und blieb bei Mutter und Großmutter.

„Weiß Anton von dieser Situation?“

Nein, um Gottes willen!

„Anton ist doch kein muslimischer Name?“

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, Anton ist Name mein Papa.“

Sie war also die Tochter eines kroatischen Vaters. Auch recht.

„Früher, nicht anders. Alle waren irgendwie Jugoslawen, wenn Tito Präsident. Nicht fragen, du Serbe, du Bosniak, haben auch Freunde – Katholikerfreunde.“

„Und Anton? Wie haben Sie ihm das alles erklärt?“, wollte ich wissen, für den Fall, dass Anspielungen auftauchen.

„Das ist Problem. In seiner Klasse Schüler, der vielleicht das weiß.“

Ich begann Zusammenhänge zu verstehen. Radovan hatte denselben, Familiennamen wie Anton, es war einer der häufigsten Namen unserer Schule, was mir bis jetzt nicht aufgefallen ist. Aber offensichtlich waren die beiden verwandt. Ich nannte den Namen des Schülers. Sie nickte. „Sohn von Bruder.“ Sie hatte Angst.

„Sie müssen es Anton sagen. Das ist nicht gut für ihn. Er sucht ihn innerlich. Ihn interessiert auch nichts anderes, glaube ich.“

Sie schüttelte abwehrend den Kopf.

„Das kann ich nicht.“

„Später, wenn er größer ist, aber irgendwann einmal müssen Sie es ihm sagen, aber er hat jetzt so große Probleme.“

„Ich weiß nicht. Aber es sind mehr Kinder, nicht nur er.“

Frau M. wirkte erschöpft. Ihre Freundin streichelte ihr beruhigend die Hand. Frau M. hatte ihre aufrechte Sitzhaltung aufgegeben und saß mit gekrümmten Schultern gewissermaßen entschuldigend vor mir.

Wir schwiegen. Nach einer Weile stand sie auf und sagte, dass sie das nur einmal sagen wollte und jetzt auch irgendwie erleichtert wäre, dass ich es nun wüsste oder vielleicht nur deswegen, dass es überhaupt jemand von hier einmal wisse.

In mir lachte eine tiefe Hilflosigkeit. Keine, die schreien wollte um jemanden anzuprangern, sondern eine, deren Wellen sich immer tiefer in einem satten Dunkel verloren. Ja, dachte ich, so ist es. Genauso ist es und ich spürte, dass Frau M., ihre Freundin und ich den Zustand einer verbindenden Sprachlosigkeit erreicht hatten. Wir erhoben uns alle drei gleichzeitig, gaben einander die Hand und wünschten uns alles Gute. Die Sprache hatte uns wieder – mit einer Hand hatten wir uns an den Rand des Unsagbaren gehalten, und mit einer Hand hielten wir uns und einander an den glitschigen Worten fest. Alles Gute – wofür eigentlich? Wozu?

*

Sex room. Die Aufschrift stand deutlich an der dunkel gestrichenen Wand. Früher war alles hier hell getüncht. Später – nach dem Krieg – wurden die Wände neu ausgemalt. Irgendje-

mand hat diese Aufschrift stehen gelassen. Ich höre heute noch ihre Ängste. Sie konnten ja nicht schreien, außerdem wussten sie nicht, wozu sie hergebracht wurden. Zuerst dachten sie wahrscheinlich, man wolle sie nur einschüchtern oder Informationen aus ihnen herausholen. Es war immer die gleiche Vorgangsweise.

Verwandte Mädchen wurden in der Regel getrennt. Zuerst wurden die Brauchbaren aussortiert. Am Anfang legte man Wert auf Jungfrauenschaft. Es sollte kein fremdes Erbgut beteiligt sein. Man wollte gesunde, starke Serben züchten. Später wurden auch ältere Frauen genommen, Frauen mit Kleinkindern oder sogar schon Frauen im Wechsel, die noch einigermaßen brauchbar aussahen.

Von Aufzucht einer neuen, mutigen, serbischen Rasse war später nicht mehr die Rede. Das hatte man übrigens auch den Milizsoldaten am Anfang gesagt. Sie würden ihr Sperma für eine neue starke Nation hergeben, obwohl – eine sehr große Überredungskunst hätte man bei einem Soldaten im Angesicht der auseinander gespreizten und angebunden Beine eines Mädchens ohnehin nicht gebraucht. Die Nation verlange nach Opfer, und so müssten sich diese Männer der nationalen Aufzucht zur Verfügung stellen.

Dann war von Drogen die Rede. Man hätte ihnen Drogen verabreicht, denn von Natur aus neige der serbische Soldat nicht zur Vergewaltigung, ebenso wenig wie der deutsche, der russische, oder der amerikanische.

Soldaten täten dies eher ungern. Hier aber, hier in Višegrad war es besonders belastend für die Soldaten, da doch hier ein Teil des in Stein gewordenen serbischen Nationalgefühls, die Brücke, stünde.

Im Hotel in der Nähe von Višegrad war einer der *Sex rooms*.

Ein dunkel getünchter Raum mit zwei kleinen Fenstern, und an der Längswand stand ein Sofa.

Kata wollte nicht in den Raum gehen, als sie die Aufschrift *Sex room* im Gang sah. Sie meinte, dies hätten die Bosnier nach dem Krieg so gestaltet für die Amerikaner, denn – und da war sie sich vollkommen sicher – Milan hätte ihr nie, kein einziges Mal von diesem *Sex room* erzählt. Und er habe doch alles erzählt. Nun – alles vielleicht nicht, aber das Wichtigste.

*

„Dieser da – circa 100 Mädchen, da einer, wie er in Višegrad spazieren geht, eine Frau stürzt sich auf ihn, doch die Frau wird von der Polizei abgeführt, weil sie Randle machte und hier, das ist Aida. Sie haben das Baby von Aida in den Ofen gesteckt, den Ofen angezündet, und während das Kind verbrannte, wurde Aida vergewaltigt. Ihre Mutter warf das neu geborene Kind dann eigenhändig in die Drina.“ Sie machte eine kurze Pause.

„Die Großmutter das Enkelkind?“

„Ja, die Großmutter das Enkelkind.“

Ich schwieg.

Und dann setzte sie noch hinzu: „Der Hunger nach Gerechtigkeit ist stärker als alles andere, aber – das versteht ihr nicht, ihr nicht und die in Den Haag auch nicht.“

In meinem Innern hörte ich ein leises Stöhnen, so als würde man jemanden bei lebendigem Leib zerstückeln. Ich stand auf, um die Stimme zu beruhigen. Amira nickte und deutete mir, ich solle mich wieder setzen. Inzwischen war ein fremder Mann hereingekommen und hatte sich still zu uns gesetzt.

„Das ist Hasan“, sagte sie.

Hasan hörte seinen Namen und nickte grüßend.

„Mit Hasan haben sie etwas ganz Entsetzliches gemacht.“

Wir blickten Hasan an. Er saß still und ruhig auf seinem Sitz und begann zu rauchen.

„Hasan“, erzählte Amira, „wurde gezwungen mit einem Schwein, mit einem Schwein – du verstehst?“

Ich musste mich bemühen, Hasan nicht anzusehen, da ich ahnte, was jetzt kommen würde.

„Das Schwein hat ihm die Hoden abgebissen und jetzt ist auch er in unserer Betreuung.“

Hasan sagte etwas dazu.

Amira fuhr fort: „Sie ließen es gleich von einem Schwein machen, so mussten sie sich nicht beschmutzen.“

Die Stimme in meinem Innern lachte unverschämt, doch niemand dürfte es gehört haben.

Die Stimme gehörte jemandem anderen, sie war mir fremd, sie trieb einen Keil zwischen mir und meinen Gefühlen. Amira schwieg.

„Es ist mein Leben. Kämpfen für Gerechtigkeit – Da gibt es kein Ende.“

„Ob sich dies in einem Leben ausgeht?“

„Meine Kinder werden dies fortsetzen.“

Ich nickte verschämt. Wir dürfen nicht zur Ruhe kommen. Wir sind es unseren Kindern schuldig.

*

B. erzählt:

Die Tochter haben sie zuerst weggeführt. Sie hat auf das Baby gezeigt. Erst sechs Monate alt. Sie haben das Baby zuerst auf den Boden gelegt. Sie, die Großmutter, hat sich an die Wand stellen müssen, dann haben sie die Tochter vergewaltigt. Der Mann, ihr Schwiegersohn, war im Kampf. Sie waren allein. Großmutter, Mutter und das Kind. Der ältere Sohn in der Schule, jedenfalls nicht da. Dann sind sie fertig gewesen, mit dem Vergewaltigten nämlich. Dann sind noch zwei gekommen. Sie hat sich nicht rühren dürfen. Die Tochter hat stark geblutet – sicher innerlich schon zerrissen. Dann hat das Baby geschrien, immer mehr geschrien, die Mutter wollte zu dem Kind, aber da waren die zwei neuen Männer, und die haben sie dann wieder auf den Boden gelegt, da drinnen in der Küche und weil das Kind so geschrien hat, haben sie es in den Ofen gesteckt und angezündet. Dann hat die Großmutter den einen mit einem langen Fleischmesser, das sie ergreifen konnte, erstochen. Ja, so war es.

Und die Tochter?

Die hat sich erhängt – ein paar Tage später.

Der Enkelsohn lebt, er ist irgendwo beim Militär.

Sie ist schuld, dass das Kind verbrannt wurde, sie möchte deswegen nicht sterben, weil sie der Tochter nicht in die Augen sehen will. Sie will eher lebendig tot sein – das sei besser für sie, aber nicht richtig tot sein, denn dann würde sie ihre Tochter sehen und diese könne ihr nie verzeihen.

„Großmutter“, sage ich. „Großmutter, wenn du tot bist, dann siehst du ja auch dein Enkelkind.“

„Glaubst du, es verzeiht mir?“

„Ich weiß es nicht.“

„Gott wird verzeihen“, sagt Kata leise.

„Es gibt keinen Gott“, sagt sie, und ich glaube ihr.

„Gott ist nur für die Reichen, für die Militärs.“ Die Großmutter räumt das Essen weg.

„Ich mache euch neue.“ Sie steht auf, und langsam geht sie mit schweren Schritten in Richtung Küche.

Biografie

Margareta Mirwald,

geboren 1951, Lehramtsstudium der Klassischen und Romanischen Philologie; seither unterrichtet sie diese beiden Fächer an einer AHS.

Zahlreiche Publikationen, u. a.: 1983: Die Werdung (Niederösterreichisches Pressehaus); 2008: Woher kommst du, dass du meinen Namen weißt. Szenarische Erzählung zu Leben, Liebe und Tod (EDITION ROESNER, Mödling – Maria Enzersdorf); sowie 1998: Brautnacht (Theater in der Drachengasse); mehrere Publikationen in Zeitschriften und Anthologien, Texte für Radiosendungen; Leitung der Literaturwerkstatt Mödling.

Seit 5 Jahren intensive Beschäftigung mit den Problemen von SchülerInnen mit Migrationshintergrund im Schulalltag. 2007: Referentin bei der OSZE in Bukarest. Seit 2010 Arbeit an dem Aufbau einer muttersprachlichen Bibliothek im Rahmen der Schulbibliothek.